„Die Helden kehren zurück“

Niels Werber, Literaturwissenschaftler der Universität Siegen, forscht über Ausnahmezustände. Ein Gespräch über neue soziale Hierarchien, Superhelden und ein bestimmtes Abendritual

„Superhelden erfüllen die Sehnsucht nach einfachen, schnellen Lösungen“, sagt Niels Werber
GETTY IMAGES/JCON40

Wie verändert das Coronavirus das Zusammenleben? Was passiert mit einer Gesellschaft, die gehalten ist, auf Abstand zu gehen? Der Literaturwissenschaftler Niels Werber, Professor an der Universität Siegen, beschäftigt sich mit dem Verhältnis von Ausnahmezustand und Normalität. Das Gespräch findet am Telefon statt. Werber hätte es lieber von Angesicht zu Angesicht geführt.

VON FRANK LORENTZ

WELT AM SONNTAG: Herr Werber, wie ist die Lage bei Ihnen an der Uni?
NIELS WERBER: Ich arbeite im Homeoffice, zu Hause in Köln. Als Dekan habe ich aber das Privileg, Dinge mit der Hand unterschreiben zu müssen, Zeugnisse zum Beispiel oder Urkunden, weshalb ich einmal die Woche nach Siegen muss. Es geht nicht anders. Auch ein Siegel muss noch drauf, und das muss jemand anders stempeln, Stichwort Vier-Augen-Prinzip. Sonst ist am Ende jemand nicht promoviert! (*Er lacht.*)

Sie haben über „Ausnahmen in der Popkultur“ geforscht, sich mit Serien wie „Walking Dead“ oder mit Superhelden beschäftigt. Wieso sind Ausnahmezustände ein Thema für Sie?
Ausnahmezustände sind interessanter als Normalzustände – weil sie etwas sichtbar machen, zum Beispiel die Normalität, die einem vorher gar nicht aufgefallen ist. Corona ist in der Hinsicht ein ergiebiges Thema. Ich fand es zum Beispiel hoch spannend, dass zu Beginn der Krise ein bestimmtes Narrativ vorherrschend war. Es lautete: Ach, ist doch bloß eine Art Grippe. Mit dieser Normalisierung ist man krachend gescheitert. Inzwischen gilt das zweite Narrativ: Es handelt sich um eine ernste, unmittelbare Bedrohung. Alle Normalität wird außer Kraft gesetzt, Maßnahmen müssen ergriffen werden, der Ausnahmezustand in jeder Hinsicht erklärt werden. Interessant ist auch, dass plötzlich unter anderem Kassierer, Lieferanten, Ärzte, Pfleger und Müllfahrer systemrelevant sind, sich also Gruppen auf der gleichen Seite einer Unterscheidung wiederfinden, die sonst von Soziologen in unterschiedliche Schubladen sortiert werden.

Die soziale Hierarchie, wie wir sie gewohnt sind, bildet sich neu?
So ist es. Ich zum Beispiel bin überhaupt nicht systemrelevant. Ich bin zwar Wissenschaftler, aber Literaturwissenschaftler und kein Virologe. Wenn man eine Weile die Krisenrhetorik verfolgt, wie sie gerade auf allen Kanälen zu hören ist und die darum kreist, was existentiell notwendig ist und was nicht, fragt sich manch einer möglicherweise: Brauchen wir überhaupt Literaturwissenschaft? Goethe-Forschung? Brauchen wir Museen und Gottesdienste? Oder ist das alles gesellschaftlicher Luxus? Sollten nicht besser alle Milliarden in die Virologie und die Streaming-Technologien gesteckt werden? In einem Ausnahmezustand kommen aber auch Hierarchien deutlich in den Blick, wenn gefragt wird: Wer verantwortet was? Wer entscheidet? Das erlebe ich gerade an der Universität. Es hat lange gedauert, bis feststand, wer genau was anordnen kann und wer nicht. Normalerweise sind die Hierarchien eher unsichtbar, man sitzt in egalitären Duzrunden zusammen und findet Kompromisse. Aber plötzlich steht die Frage im Raum: Wer trifft in letzter Instanz die Entscheidung, wer ins Homeoffice darf und wer nicht?

Was lehrt einen in Krisenzeiten die Beschäftigung mit Superhelden?
In den „Avengers“-Filmen mit Captain America und Hulk kann man wie in einer Simulation beobachten, was für möglich gehalten wird, von den Filmemachern, aber auch vom Publikum. Fiktive Welten entwerfen Szenarien und machen – noch einmal – sonst latente Dinge sichtbar. Comicverlage wie Marvel und DC entwerfen gigantische Filmuniversen, in denen Politikern und der Polizei nicht zugetraut wird, die Probleme der Welt zu lösen. Deshalb braucht man ja die Avengers mit ihren außerordentlichen Kräften. Der unglaubliche Erfolg dieser Filme ist für mich ein Beleg dafür, dass es einen Bedarf nach Superhelden gibt – und dies setzt Ausnahmezustände voraus. Für den Normalfall braucht es keine Superkräfte.

Spiegelt das die Wirklichkeit oder handelt es sich um eine Sehnsucht?
Eine heikle Frage. Wenn behauptet wird, dass der Staat dauernd versagt, dann ist das eine populistische Rhetorik. Superhelden erfüllen die Sehnsucht nach einfachen, schnellen, unangefochtenen Lösungen. Solche Figuren bedienen auch den autoritären Typus unter den Zuschauern. An den Filmhelden hat sich aber jüngst viel geändert.

Haben wir dem Ausnahmezustand zu danken, weil er zum Nachdenken bringt und hilft, die Normalität zu würdigen?
Den Notstand, die Aussetzung von Grundrechten – das kann man sich nicht ernsthaft wünschen. Außerdem brauche ich kein Corona, um dauernd Markus Söder in Feldherrenpose im Fernsehen zu sehen. (*Er lacht.*) Eigentlich galt unsere Gesellschaft als post-heroisch: Wir dachten, keine Helden mehr zu brauchen. Jetzt, in der Krise, kehren die Helden zurück – diejenigen, die schnelle Entscheidungen treffen. Söder verkörpert diesen Typ. Er ordnet die härtesten Maßnahmen an, greift zügig durch. Post-heroisch ist out. Aber noch einmal zur Frage, was sichtbar wird: Es ist doch nicht alles dem ökonomischen Imperativ unterworfen. Die Politiker riskieren zugunsten einer vergleichsweise kleinen Risikogruppe die größte Wirtschaftskrise seit Langem und versprechen Gelder in unfassbarer Milliardenhöhe, um zu helfen. Eben nicht neoliberal und zynisch, das ist doch wunderbar.

Könnte der Held der Stunde der Stubenhocker sein? Weil er das macht, was alle machen sollen, nämlich zu Hause bleiben?
Der Nerd ist weit vorne. Aber nur, solange Lieferando funktioniert! Doch im Ernst: Wenn viele Menschen im Homeoffice arbeiten, dann ist das natürlich auch eine Belastung. Auf der einen Seite sind wir genötigt, auf Distanz zu gehen. Auf der anderen sitzen nun viele Menschen gemeinsam in ihren vier Wänden und sollen nicht raus. Diese Art von sozialer Nähe erzeugt unweigerlich Spannungen. Man braucht kein Hellseher zu sein, um vorherzusagen, dass Streitigkeiten und Familienkrisen, je länger der Ausnahmezustand dauert, zu einem Thema werden. Auch die ungewollte dauernde Nähe macht etwas sichtbar. Das Verhältnis von Anwesenheit und Abwesenheit wird neu austariert.

Wie groß ist die Wahrscheinlichkeit, dass die Menschen – wenn der Ausnahmezustand in nicht allzu ferner Zukunft hoffentlich vorbei ist – in ihren gewohnten Trott zurückfallen?
Das Interessante ist: Ich kann mir nicht vorstellen, was in zwei oder vier Wochen sein wird, geschweige denn, wie die Welt aussieht, wenn die Krise vorbei ist. Niemand weiß das. Wird es Versorgungsengpässe geben? Müssen Tausende Mittelständler Insolvenz anmelden? Wird es Hunderte oder Tausende von Toten geben? Und was ist eigentlich mit unseren Plänen für die Sommerferien? Für jeden, der darüber nachdenkt, ist das eine ungewohnte Erfahrung. Die Zukunft ist unvorstellbar geworden. Deswegen klammert man sich an die Maßnahmen, die nun ergriffen werden – sie geben einem die Illusion, man hätte die Lage im Griff.

Frage an den Literaturwissenschaftler: Ist Lesen eine Lösung? Das kann man schließlich gut alleine.
Natürlich können Spaziergänge durch fiktive Welten retten. Etwa Giovanni Boccaccio, „Das Dekameron“: Junge Menschen flüchten vor der Pest aus Florenz, quartieren sich in einem Landhaus ein und erzählen einander Geschichten. Meine Freundin und ich machen es ähnlich – jeden Abend lesen wir uns abwechselnd vor, momentan Gerhard Henschels „Kindheitsroman“. Ein sehr schöner Trip in die 60er und 70er. Und es gibt eine Fortsetzung!

Niels Werber
Literaturwissenschaftler

Wurde 1965 in Freiburg/Breisgau geboren und lebt in Köln. Seit 2009 ist er **Professor für Literaturwissenschaft an der Universität Siegen**, zuvor lehrte er an der TU Dortmund sowie als Gastprofessor in Innsbruck. Zu seinen **Forschungsschwerpunkten** zählen Themen wie „Populäre Kulturen“, „Selbstbeschreibungsformeln der Gesellschaft“ oder auch „Literatur und ihre Medien“. Werber ist **Mitherausgeber** von „Lili – Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik“. Mehr Infos: www.niels-werber.de

UNIVERSITÄT SIEGEN

ANZEIGE

Eine Geburt kann man nicht abbrechen

Warum in Dortmund und Krefeld Opern ohne Publikum gespielt wurden

Musiktheater ist eine Kunstform, in der vieles zusammenfinden muss: Regie, Bühnenbild, Licht, Kostüme, Chor, Orchester, Solisten und Dirigent. Schon viele Wochen vor der Premiere beginnt die Arbeit in den Werkstätten, in den Endproben läuft ein Musiktheaterbetrieb dann auf Höchstleistung. In einigen Theatern in NRW standen Opernpremieren unmittelbar bevor, als die Corona-Krise nach Deutschland kam. In Dortmund und Krefeld entschieden die Theaterleitungen, dennoch ihre Premieren durchzuziehen. Ohne Publikum, nur einige Opernkritiker durften hinein. Das sollte allen Beteiligten dabei helfen, ihre lange Arbeit am Projekt als fertig und abgeschlossen betrachten zu können.

Die Dortmunder Produktion der Oper „Die Stumme von Portici“ von Daniel-François-Esprit Auber ist ein besonders ambitioniertes Projekt, denn das Werk soll einen Rahmen bilden, in den das Haus eine kommende Inszenierung des „Ring“-Zyklus von Richard Wagner einbetten will. Außerdem hatte man den Regie-Großmeister Peter Konwitschny engagiert, was dafür sorgte, dass sich Medien aus ganz Deutschland für die Dortmunder Oper interessierten. Auch das war sicherlich ein Grund, warum man wenigstens den Kritikern ein Resultat präsentieren wollte.

Intendant Heribert Germeshausen erläuterte in der Pause, warum er auf dieser Geisterpremiere bestand: „Eine Premiere ist der Abschluss eines künstlerischen Prozesses, und der wäre einfach unterbrochen, wenn es diesen Abend nicht geben würde.“ So wurde das Werk mit der ganzen Ernsthaftigkeit einer Premiere durchgespielt – inklusive der diversen Auf- und Abtritte beim Schlussapplaus.

THOMAS M. JAUK/STAGE PICTURE

Szene aus der Dortmunder Premiere

Zwei Tage später lud das Theater Krefeld zu einer Geisterpremiere von Antonín Dvořáks Märchenoper „Rusalka“, gespielt wurde auch hier vor wenigen Journalisten. Auch dem Operndirektor Andreas Wendholz geht es um den Abschluss des Probenprozesses: „Und darum, dass wir dann sofort starten können mit einem fertigen Produkt, wenn wir endlich wieder spielen können. Sonst würde es eine verzögerte Geburt.“ Immerhin: Einen Live-Stream der Premiere verfolgten weit mehr als 800 Menschen, also mehr, als in das Krefelder Theater passen. REGINE MÜLLER